Jedenfalls glauben wir uns von unserem Auswärtigen Amte keiner unnöthigen Zurückhaltung in dieser Beziehung versehen zu dürfen, zumal da Deutschland noch immer für den ungeheuren Dienst, welchen es China durch den Anschluß an Frankreich und Rußland seiner Zeit geleistet hat, auf — Erkenntlichkeit wartet.

Deutsches Reich.

* **Leipzig**, 26. Mai. Unter den nach Schluß der Redaction eingegangenen Telegrammen unserer Abendausgabe vom 21. d. M. befindet sich nachstehende Meldung unseres Berliner §§-Correspondenten:

„Das Staatsministerium hat heute Vormittag wieder eine Sitzung abgehalten. Der „Assessorenparagraph" wird in der Fassung des Herrenhauses von der Regierung im Abgeordnetenhause befürwortet werden. Zwei kleine Vorlagen aus dem Justiz- und dem Eisenbahnministerium werden dem Landtage noch diese Woche zugehen."

Die ministerielle „Berliner Correspondenz" faßt die im obigen Telegramm enthaltenen drei Meldungen irrthümlich als eine Mittheilung „über die Berathungen des Staatsministeriums" auf und bemerkt dazu:

„Diese Mittheilung verdankt lediglich der Phantasie ihres Verfassers ihren Ursprung. Das Staatsministerium habe (sic) in seiner vorherigen Sitzung über keinen einzigen der genannten Gegenstände verhandelt."

Da unser §§-Correspondent nicht gemeldet hat, das Staatsministerium habe über die von ihm genannten Gegenstände verhandelt, wird die „Vossische Ztg." wohl mit Recht annehmen, daß die ministerielle Erklärung nicht erfolgt wäre, „wenn das Staatsministerium in der That den Assessoren-Paragraphen für völlig unentbehrlich und höchst nützlich hielte".

* **Berlin**, 25. Mai. Während „Wolff's Bureau" gemeldet hat, Prinz Heinrich von Preußen sei in Moskau von allen Großfürsten ꝛc. auf dem Bahnhofe empfangen worden, wird dem „Berl. Tagebl." von anderer Seite berichtet:

„Die Ankunft des Prinzen Heinrich von Preußen am Montag vollzog sich nicht ganz programmgemäß. Es war keiner der Großfürsten an der Bahn, nur Prinz Leuchtenberg machte die Honneurs. Der Vorfall wird mit einem Mißverständniß erklärt. Wie es heißt, sollte der Zug des Prinzen Heinrich eine halbe Stunde Verspätung haben; dies sei den Großfürsten telephonisch mitgetheilt worden. Da der Train nun doch richtig einlief, hätten sie sich verspätet. Nur Prinz Leuchtenberg, dem keine telephonische Nachricht zugegangen, sei deshalb pünctlich auf dem Bahnhof erschienen. Prinz Heinrich schien natürlich etwas verwundert. Alle Ceremonien wurden schnell erledigt und der Prinz fuhr ohne Aufenthalt in sein herrliches Heim am rothen Thor im Hause des Herrn von Dervis."

Die Oeffentlichkeit hat ein Recht darauf, über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Meldung informirt zu werden.

* **Berlin**, 25. Mai. Aus dem vom „Reichsanzeiger" veröffentlichten Notenwechsel in Sachen des Amerikaners Stern sei die Note, die Staatssecretair Freiherr von Marschall an den Botschafter Frhrn. von Thielmann richtete, hier wörtlich wiedergegeben:

Berlin, den 13. October 1895.

Deutscher Botschafter

Washington.

Telegramm.

Den Empfang der zweiten Note bitte ich Eure Excellenz, dem Staatssecretair schriftlich zu bestätigen und dabei zu bemerken, daß Sie sich lediglich auf Ihr erstes Schreiben beziehen und die kaiserliche Regierung nach einem allgemein bestehenden Gebrauch Anträge oder Beschwerden ausländischer Regierungen grundsätzlich nur durch deren Vertreter in Berlin entgegennehme. Fernerhin wolle Eure Excellenz auch jeglichen Versuch einer amtlichen Reclamation über die Ausübung des einem deutschen Souverain zustehenden Begnadigungsrechts, sowie über das gerichtliche Verfahren a limine zurückweisen.

Vor einigen Tagen hat mir Mr. Runyon erstmals über den Fall Stern gesprochen und ist vorgestern nochmals darauf zurückgekommen. Er wünschte unter ausdrücklicher Bezugnahme auf die Instruction seiner Regierung meine ernste Aufmerksamkeit auf diesen Fall zu lenken. Was das gerichtliche Urtheil betreffe, so sehe er dasselbe als eine feststehende Thatsache an, die nicht mehr zu ändern sei, und wolle deshalb auch keine Kritik daran üben. Dagegen könne er sich nicht enthalten, zu erwähnen, daß Herr Stern ungewöhnlich hart behandelt worden zu sein scheine, einmal durch Ablehnung der dem Baron Thüngen am folgenden Tage gemachten Entschuldigung, verbunden mit dem Angebot, den Armen 5000 ℳ zu zahlen, sodann durch die Forderung einer ungeheuer hohen Bürgschaft und endlich durch die neben der Geldstrafe erkannte Gefängnißstrafe. In den Vereinigten Staaten sei Stern ein sehr angesehener und auch einflußreicher Mann. Die ihm in Deutschland widerfahrene schlechte Behandlung habe nicht verfehlt, einen peinlichen Eindruck zu machen, wovon die Presse Zeugniß ablege; im Interesse der freundschaftlichen Beziehungen beider Länder sei es deshalb dringend angezeigt, daß die Gefängnißstrafe Sterns erlassen werde.

Ich erwiderte dem Botschafter, daß ich jeden Versuch, das einem deutschen Souverain zustehende Begnadigungsrecht zum Gegenstand einer Reclamation zu machen, sowie jede Kritik eines von einem deutschen Gericht erlassenen Strafurtheils principiell zurückweisen müsse; thatsächliche Mittheilungen aber, die mir der Botschafter im Interesse eines verurtheilten amerikanischen Staatsangehörigen zu machen habe, sei ich selbstverständlich gerne bereit zur Kenntniß und Entscheidung der verfassungsmäßig zuständigen Behörden zu bringen; irrthümliche Vorstellungen, welche die öffentliche Meinung eines befreundeten Landes beeinflussen könnten, würde ich gerne richtig stellen.

Was die Höhe der Bürgschaft anlange, so werde diese von dem Gerichte nach freiem Ermessen, den Vermögensverhältnissen des Angeklagten entsprechend normirt; die gerichtliche Verfolgung strafbarer Handlungen könne aber bei uns durch Geschenke, auch an Arme, nicht beeinflußt werden; die Gefängnißstrafe endlich sei durch das Strafgesetz vorgesehen. In Deutschland sei vor Gericht Jedermann gleich; die Rechtsprechung liege in den Händen unabhängiger Gerichte; Amerikaner würden genau wie Deutsche behandelt. Wenn Herr Stern auf dieselbe Achtung in Deutschland Anspruch mache, deren er sich in Amerika erfreut, so möge er auch, so lange er in Deutschland ist, sich so benehmen, wie man es von einem gebildeten und anständigen Mann erwarte. Herr Stern habe dies nicht gethan. Bezüglich des Schutzes, den Beamte im Dienst gegen Drohungen und Beleidigungen zu beanspruchen haben, scheinen in den Vereinigten Staaten mildere Anschauungen als hier vorzuherrschen; wo aber deutsche Gesetze und ihre Anwendung in Frage ständen, seien lediglich deutsche Anschauungen maßgebend und bestimmend. Zur Zeit werde mit eiserner Strenge in New-York das Gesetz über die Sonntagsruhe angewendet, und seien schon verschiedene Deutsche mit unverhältnißmäßig hohen Geld- und selbst Gefängnißstrafen bestraft worden, weil sie Sonntags Selterswasser oder Bier verkauften. In Deutschland sei die Sonntagsruhe in dieser Strenge unbekannt; gleichwohl dächten wir nicht daran, zu intervenieren, und deshalb erwarteten wir auch eine analoge Haltung seitens der Regierung der Vereinigten Staaten. Ich müsse es daher ablehnen, die mir gemachten kritisirenden Bemerkungen der königlich bayerischen Regierung zu übermitteln oder denselben sonstwie eine Folge zu geben.

Herr Runyon suchte mich soeben nochmals auf, um mir mitzutheilen, daß Herr Stern, einer telegraphischen Mittheilung seiner Regierung zufolge, einen Strafaufschub von 60 Tagen wünsche.

Ich erwiderte, daß ich es Herrn Stern anheimstellen müsse, den Weg einzuschlagen, der für alle Verurtheilten maßgebend sei, nämlich den Strafaufschub unter Angabe der Gründe durch eine Eingabe an die zuständige bayerische Behörde zu erbitten.

Marschall.

Wir können Angesichts dieser Note nur nochmals unsere Befriedigung über die würdige Haltung der deutschen Regierung aussprechen.

— Die Nachricht, das preußische Kriegsministerium beabsichtige die Errichtung einer eigenen Militairdruckerei, kann die „Post" bestätigen.

— Der „Messenger" behauptet, daß der frühere deutsche Gesandte in Peking, Herr v. Brandt, zum Rathgeber der chinesischen Regierung in auswärtigen Angelegenheiten ernannt worden sei und eine Wohnung in Peking erhalten solle. Die Nachricht bedarf der Bestätigung.

— Die Abänderungsvorschläge zur Invaliditäts- und Altersversicherung, welche der „Bund der Landwirthe" durch eine Commission hat ausarbeiten lassen, sind nunmehr in Gestalt eines Gesetzentwurfs der Wirthschaftlichen Vereinigung des Reichstages übergeben worden.

— Das „Volk" veröffentlicht folgende Erklärung:

„In dem in Nr. 118 dieser Zeitung veröffentlichten Artikel: „Der Gewissensstandpunct in der Politik", ist mir der Satz mit untergelaufen: „Oder sollen wir (Pastoren) auch ein absolut ergebenes Corps werden, das der Monarch lediglich für die Noth als stets bereite Waffe in der Hand hält?"

Diesen Satz bedauere ich nachträglich, da er dem sonst möglichst objectiv gehaltenen Artikel ein schlecht subjectives Gepräge giebt und nehme ihn als übereilt hiermit zurück.

P. Sprenger-Sülbeck."

— Der „Voss. Ztg." wird geschrieben, daß sich die Beschwerden der Confectionsarbeiter auf die Damen-Confection nicht beziehen, da diese weitverzweigte Industrie bereitwillig Alles gethan habe, um vorhandenen Mißständen nach Möglichkeit abzuhelfen. Um so größeren Anlaß haben die führenden Geschäfte der anderen Zweige des Confectionsgewerbes, dasselbe Entgegenkommen zu zeigen.

— Professor v. Buchka, Lehrer der Chemie an der Universität Göttingen, ist in das Reichspatentamt berufen worden und hat den Ruf angenommen.

* **Dortmund**, 24. Mai. Die Hauptversammlung des westfälischen Hauptvereins des evangelischen Bundes wird im October in Dortmund tagen. Wie dem „Hann. Cour." gemeldet wird, hat Graf Paul Hoensbroech zu diesem Tage einen Vortrag zugesagt.

* **Halle a. S.**, 24. Mai. Professor D. Kähler-Halle a. S. hat ebenfalls seinen Austritt aus dem Actionscomité, und somit aus dem Evangelisch-socialen Congreß überhaupt, erklärt.

* **Naumburg**, 24. Mai. Der Oberstaatsanwalt am hiesigen Oberlandesgericht hat auf eine von dem Socialdemokraten Lankau in Magdeburg eingereichte Beschwerde geantwortet: „Auf Ihre Beschwerde vom 12. d. M. finde ich mich nicht veranlaßt, gegen den Ersten Amtsanwalt Ehrecke wegen der von ihm im Hauptverhandlungstermin vom 6. März d. J. zur Begründung des gegen Sie gestellten Strafantrags gethane Aeußerung, „Ihre Handlungsweise zeuge von ehrloser Gesinnung", im Aufsichtswege einzuschreiten. Ob seine Auffassung richtig war oder nicht, kann völlig dahingestellt bleiben, jedenfalls war sie es nach seiner Ueberzeugung, und es kann den Beamten der Staatsanwaltschaft nicht verwehrt werden, zur Begründung der von ihnen am Schlusse einer Hauptverhandlung zu stellenden Strafanträge Dasjenige vorzutragen, was sie nach pflichtmäßiger Ueberzeugung hierzu für erforderlich halten." Der Beschwerdeführer wird sich nunmehr an den Justizminister wenden.

* **Fürth**, 24. Mai. In einer Versammlung des Vereins „Fortschritt" wurde bezüglich der Ersatzwahl im Reichstagswahlbezirk Ansbach-Heilsbronn-Schwabach folgende Resolution gefaßt:

„Damit auch in Bayern endlich einmal das Zusammengehen der freisinnigen und der Volkspartei bei Wahlen zur Thatsache werde und damit unter Umständen der Sieg des agrarischen Candidaten verhindert wird, erscheint es nothwendig, daß die entschieden freisinnigen Reichstagswähler im genannten Wahlkreis für den demokratischen Candidaten eintreten. Dagegen wird die sichere Erwartung ausgesprochen, daß bei den nächsten allgemeinen Reichstagswahlen zwischen den genannten Parteien ein generelles Wahlbündniß auf Grundlage des bisherigen Besitzstandes (Wahlkreis Fürth-Erlangen eingeschlossen) getroffen werde."

Durch diese Resolution werden sich die Deutsch-Freisinnigen im Wahlkreise jedenfalls nicht beeinflussen lassen.

* **Stuttgart**, 24. Mai. Gegenüber einem Artikel der „Württembergischen Volkszeitung" erklärt der „Staatsanzeiger", daß die Zurückziehung des Reversaliengesetzes auf Antrag des Cultusministers vom Staatsministerium einstimmig beschlossen wurde.

Oesterreich-Ungarn.

* **Wien**, 25. Mai. Die hiesige deutsche Botschaft ließ für das Ulanen-Regiment König Karl (1. württembergisches) Nr. 19 zu Ulm einen prachtvollen Lorbeerkranz mit Schleifen in den württembergischen Landesfarben am ersten Pfingstfeiertag am Sarge des Erzherzogs Karl Ludwig in der Kapuziner-Gruft niederlegen.

* **Pest**, 25. Mai. Das „Ungarische Correspond.-Bureau" meldet: Die Ausgleichsverhandlungen zwischen der ungarischen und österreichischen Regierung wurden mündlich und schriftlich fortgesetzt. Nicht ausgeschlossen ist es, daß die Vorlagen bezüglich der Valuta- und Bankfrage noch in dieser Reichstagssession eingebracht werden.

Frankreich.

* **Melun**, 25. Mai. Bourgeois hielt hier eine Rede, in welcher er erklärte, die Demokratie müsse sich für zwei Ideen begeistern, welche wichtiger seien als alle anderen, nämlich erstens für die Reform der Steuern durch Einführung einer progressiven Einkommensteuer mit Steuerfreiheit für die untersten Classen; sodann für Revision der Verfassung mit Beibehaltung des Senats als controlirender Versammlung, aber unter Abänderung des gegenwärtigen Organismus desselben, so daß jedem Conflicte vorgebeugt werde. Bourgeois verlangte ferner, daß Bürgschaften für die Verantwortlichkeit der Minister geschaffen würden und daß ein besonderes Verfahren hinsichtlich der Mißtrauensvoten gegen die Ministerien beobachtet würde. Er wünsche eine starke Regierung mit einer festen Richtung. Er verabscheue die colletivistischen Socialisten und bleibe dem Principe der menschlichen Freiheit und des persönlichen Eigenthums treu. Die sociale Pflicht bestehe darin, zu arbeiten an der Verwirklichung der Souveränität Aller im Interesse der Solidarität Aller.

* **Chambéry**, 25. Mai. Der italienische Staatsmann Menabrea ist, 87 Jahre alt, gestorben.

(Menabrea war, stets eine gemäßigte Politik im Innern verfolgend, in den 60er Jahren nacheinander Marine- und Bauenminister, sowie Ministerpräsident, als welcher er zugleich das Portefeuille des Aeußeren inne hatte. Seine Nachgiebigkeit gegen die Kirche und gegen Frankreich hat ihm viele Feinde zugezogen. Von 1876 bis 1882 war er Botschafter in London, von 1882 bis 1892 in Paris. In letzterer Stellung suchte er die seit 1881 bestehende und seit dem Zollkrieg noch verstärkte Spannung gegenüber Italien zu mildern.)

Italien.

Die Dreibund-Debatte.

* **Rom**, 25. Mai. Deputiertenkammer. (Ausführlichere Meldung.) Abgeordneter Imbriani entwickelt in einer Interpellation seine Ansichten über die auswärtige Politik in Europa. Redner sagte: Die Mehrzahl der Schäden erwächst Italien aus der Zerfahrenheit der Politik und aus dem Dreibund. Er wünsche die Vereinbarungen des Dreibunds kennen zu lernen und frage, ob derselbe ein Protectorat sei oder eine Garantie biete, und wenn dies der Fall wäre, von wem oder wovon. Redner verlangt, daß die Regierung das Gerücht dementire, wonach die Tripel-Allianz zur Unterdrückung etwaiger Volks-Agitationen dienen würde. (Lebhafte Zwischenrufe. Lärm.) Redner fragt, welche Haltung die Regierung gegenüber England eingenommen habe, welches er zum großen Theil für die Metzeleien in Armenien verantwortlich macht. Imbriani beschäftigt sich sodann in längerer Rede mit der englischen Politik, die er interessirt nennt. Die Mission Italiens sei eine eminent friedliche, weshalb Redner erstaunt sei darüber, daß Italien unausgesetzt der englischen Politik gefolgt sei. Er beklagt es, daß man alle Mittel angewandt habe, um die Meinungsverschiedenheiten zwischen Italien und Frankreich zu vergrößern, mit welchem Italien, wenn es wollte, sich verständigen könnte. (Zuruf: „Und Biserta"?) Imbriani fährt fort: „Man sucht Rußland zu necken und trachtet, uns (Italien) Deutschland und dessen Kaiser in Allem unterthänig zu machen." (Zuruf: „Er ist unser Freund.") Als Imbriani in seinen Ausfällen gegen den deutschen Kaiser fortfährt, ertheilt der Präsident ihm einen Ordnungsruf. — Imbriani erklärt: „Mit dem Dreibunde werden die Sieger oder die Besiegten die Hörigen Deutschlands sein. (Zwischenrufe: „Wir waren diejenigen Frankreichs.") Imbriani: „Wir wollen nicht Unterthanen Frankreichs, noch Deutschlands, noch Oesterreichs sein." Imbriani fragt, was man in Venedig anläßlich der jüngsten Zusammenkunft gemacht habe. (Gelächter.) „Wir werden", sagt Redner, „bald vor einer weiteren Erneuerung des Dreibundes stehen, deshalb erhebe ich meine Stimme. Angesichts des afrikanischen Unglücks, der Mittelmeer-Frage und der Thatsache, daß das Adriatische Meer ein ausschließlich österreichisches Meer werde, wünsche ich vom Ministerpräsidenten ein Wort zu hören, daß ich mich beruhigen kann." Ministerpräsident di Rudinì erwidert: Wenn Imbriani hartnäckig an seinen Ansichnungen festhalte, so sei er stets seinen Principien treu geblieben. Er, Rudinì, habe immer geglaubt, daß der Dreibund eine Nothwendigkeit ist. Wenn er nicht bestünde, so müßte man ihn schaffen. Man habe oft von dem Schaden gesprochen, der Italien vom Dreibunde zugefügt sei, diese Behauptung aber niemals erwiesen. Der Dreibund habe Italien niemals auch nur die geringste Last auferlegt, während er den Erfolg gehabt habe, den Frieden lange Jahre hindurch zu erhalten. Italien befinde sich im Dreibund unter denselben Bedingungen wie Oesterreich und Deutschland; wie könnte man also davon sprechen, daß Italien unter einem Protectorate stehe. Rudinì protestirt lebhaft gegen solche Unterstellung; wenn Imbriani die Ehre gehabt hätte, persönlich den deutschen Kaiser kennen zu lernen, so würde er in ihm einen warmen und aufrichtigen Freund Italiens und einen königlichen Souverän von sehr edlem Geist und hoher Gesinnung erkannt haben. (Sehr lebhafter und anhaltender Beifall.) Die äußere Politik sei fortdauernd seit vielen Jahren unverändert, dies beweise, daß sie eine wahrhaft nationale und populäre sei. Wenn Imbriani auf die Freundschaft Frankreichs mit Rußland hinweise, so liefere er damit ein Argument, welches den Grundsatz bestätige, daß kein Staat isolirt bleiben könne. (Sehr gut!) Redner sei glücklich, daß Imbriani von den Beziehungen Italiens zu England gesprochen habe, weil er ihm noch einmal die Freundschaft mit England und das vollständige System der italienischen Bündnisse darlegen könne; diese Freundschaft mit England rühre nicht allein von Gefühlen, sondern von Interessen her, weil die Interessen Englands und Italiens im Mittelmeer gemeinsam seien. (Sehr gut!) Imbriani, sagte Redner, habe von einer Politik von Nörgeleien gegen andere Staaten gesprochen, Redner könne Imbriani versichern, daß dem gegenwärtigen Ministerium eine solche Politik vollständig fremd sei, weil der Dreibund auf den Frieden zwischen allen Großmächten abzwecke. Einige beschuldigten ihn zu großer Zärtlichkeiten gegen Frankreich und Rußland. Er fühle sich erfreut durch diese Anklage, welche beweise, daß er eine herzliche Politik auch mit Mächten verfolge, die an dem Dreibund nicht theilnehmen; eine Herzlichkeit, die übrigens auch in den Beziehungen zwischen Rußland und Deutschland und zwischen Oesterreich-Ungarn und Frankreich existire. Di Rudinì schließt, die Politik der Regierung bestehe darin, am Dreibunde festzuhalten und gleichzeitig herzliche Beziehungen zu allen Mächten, namentlich zu Rußland und Frankreich aufrecht zu erhalten. (Lebhafter Beifall.)

* **Florenz**, 25. Mai. In allen Ortschaften, in denen die Strohhutflechterinnen die Arbeit eingestellt hatten, herrscht vollständige Ruhe. Die Arbeit ist in den Privathäusern und Werkstätten wieder aufgenommen. Ein großer Theil der Truppen ist nach Florenz zurückgekehrt. Auch in Empoli, wo gestern Abend während der Kundgebungen der ausständigen Hutflechterinnen die Carabinieri von der Waffe Gebrauch machen mußten, um sich gegen die mit Steinen werfende Menge zu vertheidigen, wobei der Deputirte Morelli durch einen Steinwurf leicht verletzt wurde, ist die Ruhe wieder hergestellt.

---

meinem Namen haften bleibt, nur einen Menschen giebt es, der mir vielleicht helfen könnte — ihre Augen richteten sich flehentlich auf Helene Greville's bleiches entsetztes Antlitz — der durch ein Wort, eine Andeutung den Namen meines Vaters von dem schmählichen Verdacht reinigen könnte, der auf ihm ruht. Mein Leben wollte ich gern dafür hingeben. O, mein Gott!" rief sie, die Hände ringend und verzweiflungsvoll um sich blickend aus. Und noch einmal ruhte ihr Blick mit einem undeschreiblichen Ausdruck von Angst und flehentlicher Bitte auf dem schönen bleichen Antlitz Helene Greville's.

Niemand antwortete. Tiefes Schweigen herrschte im ganzen Zimmer. Man hätte das Geräusch einer zur Erde fallenden Nadel vernehmen können.

Mit einem schweren Seufzer schritt Beatrix langsam auf die Thür zu, welche Sir Victor sich beeilt hatte, für sie zu öffnen. Beim Hinausgehen hörte er sie noch verzweiflungsvoll murmeln:

„Dann möge Gott mir helfen, mein Schicksal zu tragen", und damit entschwand sie seinem Blicken.

XVII.

Es war im November. Die Tage waren kurz und das Wetter trübe und regnerisch. Ein düsterer Himmel hing über der rauchigen Fabrikstadt. Manchester mit den vielen Fabriken, den großen Kaufhäusern und großartigen Webereien, den unzähligen Schornsteinen, aus denen mächtige Rauchwolken aufstiegen, bot gerade im November einen wenig angenehmen Aufenthalt.

Hodden Hall, des großen Seifenfabrikanten Hopley schöne Besitzung, war erst durch den Reichthum des jetzigen Inhabers der Prachtbau geworden, als dem es sich jetzt präsentirte. Ein umfangreicher parkartiger Garten dehnte sich hinter dem Hause aus, das Haus selbst war mit allen Bequemlichkeiten, mit allem Luxus der Neuzeit ausgestattet, der Garten mit einer Steinmauer umgeben, und am äußersten Ende derselben stand auf einer Anhöhe ein Pavillon, von welchem aus man einen großen Theil der Stadt übersehen konnte. Mr. Hopley liebte diese Aussicht sehr.

„Es ist mir ein so heimischer vertrauter Anblick", sagte der gute Mann, wenn er seine Augen auf den hohen Schornsteinen seiner Fabrikgebäude ruhen ließ. War er doch in dieser Stadt geboren und aufgewachsen und hatte seinen Weg vom einfachen Arbeiter an gemacht, bis er sich zu der stolzen Stellung eines Eigenthümers und Fabrikherrn hinaufgearbeitet hatte.

An diesem trüben, grauen Novembernachmittage wanderte Beatrix ziellos durch die Gartenwege dahin. Ihr Leben war jetzt ein vollständig verändertes geworden, und sie gab sich stets trüben und schwermüthigen Gedanken hin; alle ihre Hoffnungen waren gescheitert, ihre Illusionen zerstört, und die schönen Aussichten ihrer glücklichen Kindheit schienen sich für immer in ein undurchdringliches Düster gehüllt zu haben.

Trixie kehrte, eine vollständige Andere, mit ihrem Vater von dem ereignißreichen Besuch in Highmoor zurück. Das arglose, vertrauende junge Mädchen, welches keine Ahnung von dem Bösen hatte, das in der Welt vorging, war mit einem Male zu einem ernsten Weibe herangereift. Sie mußte erfahren, daß den schönsten Versprechungen, die das Leben den Menschen macht, nicht zu trauen sei, und war sehr geneigt, dem Schicksal zu zürnen, weil sie schwer an der Last trug, die ihr dasselbe aufgebürdet. Dennoch gestand sie sich selbst, daß sie eigentlich froh wäre, von Philipp Seudamore befreit zu sein. Sie hatte ihm seit dem Vorfall mit dem Bouquet, wo er sich in einem so unwürdigen Lichte gezeigt, wohl niemals wieder so rechtes Vertrauen schenken können, und war überzeugt, daß seit diesem Abend — wiewohl sie sich bereit erklärt hatte, die Beleidigung zu vergeben und zu vergessen — ihre Zuneigung zu Philipp anfing, zu erkalten. Ihre Beziehungen zu ihm waren ihr mehr oder weniger drückend geworden, bis endlich die leidige Katastrophe mit dem Brillantholsband ihn für immer von ihr geschieden hatte. Ihre Achtung vor ihm war seitdem vollständig erloschen und machte dem Bewußtsein Platz, daß sie Philipp nicht mehr liebte. Der Zauber, den Philipp durch seine schöne Erscheinung, durch sein einschmeichelndes Wesen ausgeübt hatte, war erloschen, und damit zugleich kam die Erkenntniß, daß der Capitain als gewissenloser Glücksjäger von Anfang an nur auf ihr Geld speculirte. Oft glaubte sie, daß sie einem Mann niemals wieder Vertrauen schenken könne, und manchmal stieg die Frage in ihr auf, ob wohl Victor Greville eine Ausnahme vor den anderen Männern mache. Er hatte ihr seine Liebe bekannt, und sie war schwach genug gewesen, sich zu ihm hingezogen zu fühlen, und doch täuschte sie sich in ihm vielleicht ebenso, wie sie sich in Philipp getäuscht hatte. Victor war auch nur ein armer Edelmann, vielleicht war es auch bei ihm nur das Geld, welches ihn zu ihr hinzog.

Seit dem Tage ihrer Abreise von Highmoor hatte sie nichts von Helene und Victor gehört. Wie konnte er also etwas für sie fühlen! Und Helene? Nicht ohne Bitterkeit konnte sie an die Freundin denken! Freundschaft sowohl wie Liebe hatten ihr nicht Wort gehalten.

Als sie an diesem trüben Wintertage durch die verödeten Gartenwege dahinschritt, sagte sie wohl zum hundertsten Male zu sich selbst:

„Philipp Seudamore hat mein Halsband gestohlen — ich weiß es und habe die Ueberzeugung, Helene Greville weiß es auch. Durch ein Wort hätte sie mich retten — durch ein Wort hätte sie meinen Namen von dem schmählichen Verdacht reinigen können, der durch diese Halsbandgeschichte auf denselben gefallen ist — und doch hat sie geschwiegen! Würde ich ebenso an ihr gehandelt haben? Würde ich meine Hilfe einer Freundin im Falle der höchsten Noth verweigert haben?"

Durch Seudamore's plötzliche Abreise und Helenes Stillschweigen war der Diebstahl unaufgeklärt geblieben. Mr. Hopley war mit Mr. Larcombe nach Inverneß gefahren und hatte das Halsband von dem alten Mest zurückgekauft, der nur die Aussage, die er Mr. Betlow früher gemacht hatte, wiederholte. Er war hocherfreut, die Brillanten für den schönen Preis von 1800 Pfund wiederverkaufen zu können, und betheuerte, daß er das Halsband dem Herrn, dem so viel an dem Besitz desselben zu liegen scheine, gern überließe. So wurde der Handel abgeschlossen und der Schmuck nach Hodden-Hall zurückgebracht. Mrs. Hopley verschloß ihn in ihrem Juwelenkasten, denn Trixie konnte den Anblick des Halsbandes nicht ertragen und hatte ihre Mutter gebeten, das Geschenk wieder zurückzunehmen, da sie nichts in der Welt bewegen könnte, sich je wieder mit dem Halsband zu schmücken. Die Gäste, die sich in Highmoor aufgehalten, waren unverzüglich aufgebrochen. Sir Victor und Helene kehrten nach London zurück, wo sie mit ihrer Mutter zusammentrafen, während Miß Jane Harnaß ebenso spurlos verschwunden blieb wie der Capitain Seudamore. Man hatte nur gehört, daß der Capitain nach Einreichung seines Abschiedsgesuches auf Reisen gegangen wäre.

Trixie's Vater war sehr liebevoll gewesen und hatte seiner Tochter nicht einmal Vorwürfe über die Abweisung des Grafen von Sanfoine gemacht. Nichtsdestoweniger konnte die Liebe ihrer Eltern und der gewohnte Verkehr, den sie mit ihren Freunden in Manchester hatte, Trixie nicht für Alles entschädigen, was sie erduldet hatte, am Schwersten aber bedrückte sie das Bewußtsein, daß durch das schändliche Betragen Philipp Seudamore's ein dunkler Fleck auf ihrem Namen ruhe.

„Wir müssen mit Dir nach London, Trixie, und dort wird sich, wie ich hoffe, im Laufe des Winters eine Partie für Dich finden", sagte Mr. Hopley eines Tages zu ihr. „Ein Manchester Kaufmann ist mir nicht gut genug für meine Tochter; ich habe ein Recht, etwas höher hinauf zu blicken. Es giebt ja noch mehr Grafen in der Welt!"

„Mein theurer Vater, ich bitte Dich, keine Heirathspläne für mich zu entwerfen."

„Ach, mein Kind, das sind nur Redensarten, Du wirst das Alles überwinden, wie die Geschichte von dem Anderen ebenfalls bald vergessen sein wird."

„Ich werde das Geschehene niemals vergessen, Vater", antwortete das junge Mädchen, nicht eher, „als bis Alles völlig aufgeklärt sein wird."

Obgleich Mr. Hopley die Gefühle seiner Tochter achtete, sagte er zu seiner Gattin, als er mit ihr allein war: „Es würde ja unnatürlich sein, wenn sie sich in ihrem Alter diese Kleinigkeit so zu Herzen nehmen wollte!" und Mrs. Hopley, die nicht sehr feinfühlend in solchen Dingen war, erwiderte darauf mit Entrüstung: „Es ist überhaupt lächerlich, daß sie das Alles in solcher überspannten Weise auffaßt!"

„Trixie hält es aber für sehr entehrend, in dem Verdacht zu stehen, eine so unwürdige Handlung begangen zu haben, und ich kann ihr nur beistimmen!"

„Ach Unsinn! Die Sache ist nicht halb so schlimm", sagte Mrs. Hopley in sehr entschiedener Weise. „Ich weiß nur eins, wenn ich mit ihr zusammen dort in Highmoor gewesen wäre, so würde das Halsband nicht verloren gegangen sein, die ganze Geschichte wäre überhaupt nicht geschehen und noch mehr — Trixie würde heute wahrscheinlich Gräfin von Sanfoine sein!"

Aber Trixie war unglücklicher Weise ganz anders geartet wie ihre Mutter. Sie litt noch immer schwer unter dem Verdacht, der auf ihr lastete, und besonders unter der Vorstellung, daß Mr. und Mrs. Larcombe denselben theilen könnten. Und Victor Greville — was mußte er von ihr denken — er, welcher versichert hatte, daß er das Vertrauen zu ihr niemals verlieren würde! Hatte nicht auch er, gleich den Anderen, sich von ihr abgewendet und sie wahrscheinlich vergessen!

Ein Diener kam vom Hause her auf Trixie zu.

„Was giebt's, Thomas?"

„Ein Herr ist da, gnädiges Fräulein, der Sie zu sprechen wünscht!"

(Fortsetzung folgt.)

SLUB
Wir führen Wissen.